

Krieg der Nerven – Krieg des Willens

Bernd Ulrich (Berlin)

Der Erste Weltkrieg beginnt und endet in Deutschland mit einem Nervenzusammenbruch – und zwar nicht etwa bei Irgendjemandem. Vielmehr sind sowohl im August/September 1914 als auch ungefähr im gleichen Zeitraum des Jahres 1918 die jeweiligen militärischen Führer betroffen. Zum einen der Chef des Generalstabes und der 1. Obersten Heeresleitung (OHL), Generaloberst Helmuth von Moltke (der Jüngere), zum anderen General Erich Ludendorff. Als Erster Generalquartiermeister und schließlich seit Sommer 1916 als zweiter Mann hinter General-Feldmarschall Paul von Hindenburg war er der eigentliche strategische und taktische Kopf der deutschen Kriegführung.

Die Rede von den starken oder schwachen Nerven, vom ‚Versagen der Nerven‘ oder gar von ‚Nervenzusammenbrüchen‘ hat nicht mit dem Ersten Weltkrieg begonnen und endete auch nicht mit ihm. Bis in unsere Alltagssprache hinein ist das Wort von den Nerven, die zu reißen drohen oder besser sind als die der Mitmenschen, allgegenwärtig. Als Qualitätsbefund mentaler, psychischer, emotioneller Zustände sind Aussagen über die Nerven eine Art kommunikative Mehrzweckwaffe, die es etwa erlaubt, vom ‚Nervenkrieg‘ zu sprechen, bevor der kalte zum heißen Krieg eskaliert. Nicht zuletzt werden bis heute auch in der einschlägigen Forschungsliteratur die Vorgänge um Moltke und Ludendorff zu Beginn und am Ende des Ersten Weltkriegs mit der Nerven-Begrifflichkeit charakterisiert.

Insgesamt dürfte es neben dem „Weltenbrand“ keinen anderen Krieg geben, in dem man sich intensiver über die mentalen Befindlichkeiten der Front und Heimatfront Gedanken machte. Vor allem im Kontext eines herbeigesehnten, die Nation einenden ‚Geistes von 1914‘, wurde die Kraft der Nerven, ja, endlich gar die nervenstärkende Kraft des Krieges selbst beschworen. Zugleich aber nahmen die ‚Nervenerkrankungen‘ unter den Soldaten aller beteiligten Nationen massiv zu, bis diese psychischen Opfer des Krieges aufgrund ihrer körperlichen Symptome in Gestalt von „Kriegszitterern“ und „Kriegsschüttlern“ schließlich in Erscheinung traten und nicht mehr zu übersehen waren.

In der immer mehr von militärischen Erfordernissen bestimmten und der Hege und Pflege ‚vaterländischen Geistes‘ verpflichteten Psychiatrie, die als behandelnde Institution zusammen mit der Neurologie und der Psychoanalyse die erste Adresse für die Therapie der ‚Nervenopfer‘ geworden war bzw. werden sollte, führte diese Entwicklung zu teils brutalen Behandlungsmethoden; andererseits konnten solche, aber natürlich auch humane Therapien den Betroffenen Wege aus der unmittelbaren Gefahr eröffnen. Den psychisch versehrten

Opfern des ‚Maschinenkriegs‘ unterstellte man zusehends einen fehlenden Willen zu gesunden oder einen durch so genannte Rentenbegehrungsvorstellungen und durch einen ‚timor belli‘ (Kriegsfurcht) erst ausgelösten Willen zur Erkrankung.

Das ‚Nervenversagen‘ Moltkes und Ludendorffs kann nicht umstandslos dieser Entwicklung zugeordnet werden, zumal beider Zusammenbrüche in der Öffentlichkeit zunächst unbemerkt blieben oder im Falle Ludendorffs sorgfältig versucht wurde, den nervlichen Zusammenbruch in Abrede zu stellen. Damit soll nicht angedeutet werden, dass zwischen den psychischen Befindlichkeiten des wilhelminischen Führungspersonals in der Politik – auch der Kaiser galt bekanntlich als hypernervös – und im Militär und dem Kriegsausbruch sowie der Kriegführung ein kausaler Zusammenhang bestünde. Wenngleich insbesondere der Zusammenbruch Moltkes das ‚psychopolitische‘ Profil des nervösen wilhelminischen Kaiserreich geradezu idealtypisch spiegelte, wie es Joachim Radkau einmal formulierte, und Ludendorffs Überbewertung deutscher Willensstärke angesichts der drohenden Niederlage ganz auf der Höhe der zeitgenössischen, psychiatrisch durchdrungenen Wahrnehmung mentaler Kampfpotenziale lag. Dies unterstreicht ihre Bedeutung in einer sich formierenden bzw. auflösenden Kriegsgesellschaft zu Beginn und am Ende des Krieges. Einer Kriegsgesellschaft, die vor allem angesichts der vor dem Krieg geführten Neurasthenie-Debatte ein feines Sensorium für die Leistungsanforderungen der Moderne und den dafür zu zahlenden psychischen Preis entwickelt hatte.

Jenseits der Kuriosität der beiden Fälle und der an Sarkasmen nicht armen deutsche Geschichte, – in der ‚nervöse Militärs‘ zunächst in der Julikrise 1914 jede Stunde zählen, bis der herbeigesehnte Krieg beginnt, und es gut vier Jahre später kaum erwarten können, möglichst schnell damit aufzuhören –, dürfen die beiden ‚Nervenzusammenbrüche‘ Aufmerksamkeit beanspruchen. Sie vollzogen sich nicht allein angesichts veränderter, jeweils von Moltke und Ludendorff vertretener Kriegskonzepte. Sie müssen darüber hinaus vor dem Hintergrund einer sich seit 1914 rapide verändernden sozialmedizinischen, insbesondere neurologischen und psychiatrischen Verständigung darüber gesehen werden, wie die seelischen und emotionellen Auswirkungen des Krieges zu bewerten und zu therapieren sind